

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 78 (1958)

**Nachruf:** H.C. Bodmer : 16. Dezember 1891 - 28. Mai 1956  
**Autor:** Bodmer, Daniel

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## H. C. Bodmer

16. Dezember 1891—28. Mai 1956

Die regelmässigen Besucher der Tonhallekonzerte konnten bis Ende 1955 beobachten, wie jeweilen kurz vor Konzertbeginn ein vornehm und gesund aussehender Herr durch die rechte Tür in den grossen Saal eintrat, dem Podium entlang schritt und sich dann links des Mittelgangs auf seinen Platz in der 6. Reihe setzte. Diejenigen, welche in der Nähe sassen, konnten gelegentlich während der Aufführung ein spontan von ihm ausgerufenes „sehr gut“, „sehr schön“, „bravo“ hören, und am Schluss jedes Konzertes stand er länger als alle andern im Mittelgang, applaudierte mit erhobenen Händen und scheute sich nicht, seine Begeisterung laut zu bekräftigen. In den Pausen ging er meistens nach hinten den Dirigenten oder den Solisten begrüssen, und zwischen den einzelnen Musikstücken erzählte er seinem Nachbarn, dem Schreibenden, von der morgendlichen Probe, von früheren Aufführungen des Werkes, von Musik im allgemeinen. Wurde Beethoven oder Mahler gespielt, so waren seine Ausserungen besonders freudig, bei Richard Strauss und bei Schoeck erinnerte er sich der miterlebten Erst- und Uraufführungen, die moderne Musik sagte ihm wenig, ohne dass er sie abgelehnt hätte, und alles übrige genoss er mit einer natürlichen, beinahe kindlichen Freude, die jedermann, der ihn kannte, mitriss. Obschon er als Vorstandsmitglied der Tonhallegesellschaft einen der besten Plätze hätte in Anspruch nehmen können, zog er den seinen in der unmittelbaren und oft etwas lauten Nähe des Orchesters vor, wo er, wie er sagte, mehr Kontakt mit den Musikern habe.

Als im Dezember 1955 Othmar Schoeck nach der Uraufführung seiner Liederfolge *Nachhall* das Podium betrat und man erschrak, wie müde und krank er aussah, meinte der ergriffene Zuhörer in der 6. Reihe, dieses Werk sei sicherlich Schoecks Schwanengesang, und

der todkranke Komponist werde seinen 70. Geburtstag im September des folgenden Jahres wohl kaum mehr erleben. Glücklicherweise täuschte er sich, und Othmar Schoeck durfte das Jahr 1956 als Würdigung seines Schaffens über sich ergehen lassen, wie sie wohl einem lebenden Komponisten noch nicht oft zuteil geworden ist. Jener aber, der in der Vertonung von Lenaus düsteren und von Matthias Claudius' trostvollen Versen Schoecks Abschied vom Leben zu hören glaubte, ahnte nicht, dass er noch vorher werde scheiden müssen. Als Anfang Mai das denkwürdige Schoeck-Konzert des Collegium Musicum Zürich mit den Solisten Dennis Brain und Dietrich Fischer-Dieskau stattfand, deren Mitwirkung er gewünscht und gefördert hatte, lag er schon seit vier Monaten in der Klinik Hirslanden, und sein kräftiger Körper war von der schweren Krankheit aufgezehrt worden. Nur den Allernächsten erlaubte er, dass sie ihn besuchen kamen, und die durften bewegt erleben, wie dieser nicht mehr wiederzuerkennende Körper immer noch von seinem alten Geist beseelt war, wie die grossen Augen jugendlich leuchteten, wie die Stimme den genau gleichen, frischen Tonfall von einst hatte, und wie dieser mutige Mensch sein Leiden mit einer bewunderungswürdigen Tapferkeit ertrug und zu überwinden trachtete. Bis an sein Ende glaubte er an eine Genesung, denn schon einige Male in seinem 65jährigen Leben war der Tod sehr nahe an ihn herangetreten, und er wusste, dass auch ein Arzt die Hoffnung nie aufgeben darf. Aber leider erwiesen sich die einmal gehegten Befürchtungen doch als richtig, und am frühen Morgen des 28. Mai 1956 schloss H. C. Bodmer seine Augen für immer. Es entsprach ganz seiner Art, dass die Todesanzeige so einfach wie möglich abgefasst war, und dass die Abdankung im engen Familien- und Bekanntenkreise in seinem Haus *Zur Arch* stattfand. Rund um den prachtvoll und doch schlicht geschmückten Sarg versammelten sich gegen hundert Menschen, die nicht aus konventionellen Gründen gekommen waren, vom Verstorbenen Abschied zu nehmen, sondern denen der Verlust dieses lieben Menschen wirklich zu Herzen ging. Herr Pfarrer von Grebel, ein langjähriger Freund der Familie, und Professor Schmidt-Görg, der Direktor des Beethoven-Archivs in Bonn, riefen mit treffenden Worten die Grundzüge H. C. Bodmers in Erinnerung: seine ehrfürchtige Bewunderung der Natur, des Lebens, der Kunst, seine Liebe zur Familie, zur Heimat, zum Tier, sein innerliches Wesen und seinen Idealismus. Dass an seiner Abdankung keine Musik gespielt werde, hatte er ausdrücklich gewünscht, denn er ahnte wohl, wie sehr es die



Н. Родионов

Seinen bewegt hätte, wenn etwa ein langsamer Satz aus einem Beethoven-Quartett erklangen wäre.

\*

Hans Conrad Ferdinand Bodmer — C. F. Meyer war sein Pate — wurde als viertes Kind seiner Eltern Bodmer-Zoelly am 16. Dezember 1891 im Freudenberg, Zürich-Enge, geboren, durchlief die Freie- und die Kantonsschule und erhielt im Jahre 1910 die Maturität geschenkt, denn er hatte wenige Wochen zuvor beim Reiten einen schweren Schädelbruch erlitten, von dem man ihn nicht mehr retten zu können glaubte. Schon in jungen Jahren war er ein begeisterter Musikfreund, der den Beginn von Beethovens Frühlingssonate auf sein Löschblatt kritzelte, Geige spielte, eifrig im Gemischten Chor mitsang, das Stadttheater besuchte und seiner Auserwählten selbst-komponierte Lieder überbringen liess. Sein Geigenlehrer war Willem de Boer und sein Instrument eine Amati, auf welcher er sehr schön gespielt haben soll. Ausserdem führte ihn Volkmar Andreeae, dessen 43-jährige Tätigkeit als Leiter des Tonhalle-Orchesters er aus freundschaftlicher Nähe miterleben durfte, in die Musiklehre ein. In den Jahren 1913—1916 weilte er teils im Aktiv-dienst, teils in Berlin, wo er bei Max Friedländer und bei Hermann Kretzschmar Musikwissenschaft studierte und sich vor allem von Emil Nikolaus von Reznicek Privatunterricht in Komposition geben liess. Mitten im ersten Weltkrieg, am 18. Mai 1916, heiratete er Elsa Stünzi, mit der zusammen er, emsig weiterstudierend und komponierend, noch die zweite Hälfte des Jahres in Berlin verbrachte. Um 1920 herum wurde er in den Verwaltungsrat des Zürcher Stadttheaters gewählt, dem er Ende 1921 zur Erstaufführung von Rezniceks „*Ritter Blaubart*“ verhalf. Max Conrad, der langjährige musikalische Leiter des Theaters, berichtet in seinen Lebenserinnerungen, H. C. Bodmer habe seinen Wunsch, diese neue Oper in Zürich aufführen zu können, ohne Zögern erfüllt, ihn, den Regisseur und den Bühnenbildner nach Berlin geschickt und die ganze Aufführung mit neuen Kostümen und Dekorationen finanziert.

Diese Art spontaner Hilfe, welcher reine Freude am Helfenkönnen und nicht die geringste Spur von Berechnung oder gar von Ruhm-sucht zugrunde lag, war sehr typisch für HCB, wie er sich in seiner Bescheidenheit am liebsten nannte, und wir finden sie auch am An-fang seiner Tätigkeit als Gönner des Freundes Hermann Hesse. Der Dichter selbst erzählt in seinen Aufzeichnungen *Beim Einzug in ein neues Haus :*

„Da ereignete sich das schöne Märchen: in der Arch in Zürich sass-  
en wir an einem Frühlingsabend des Jahres 1930 und plauderten,  
und die Rede kam auch auf Häuser und Bauen, und auch meine ge-  
legentlich auftauchenden Hauswünsche wurden erwähnt. Da lachte  
plötzlich Freund B. mich an und rief: „Das Haus sollen Sie haben!“

Auch dies war, so schien mir, ein Spass, ein hübscher Spass am  
Abend beim Wein. Aber der Spass ist Ernst geworden, und das Haus,  
von dem wir damals spielerisch träumten, steht jetzt da, unheimlich  
gross und schön und soll mir für Lebenszeit zur Verfügung stehen.“

Während fünfzehn Jahren, von seiner Gründung an, unterstützte  
HCB das Collegium Musicum Zürich auf selbstlose Weise. Die  
kühne Programmgestaltung Paul Sachers interessierte ihn zwar, und  
er fühlte die Verpflichtung, dass auch moderne und wenig be-  
kannte Musik aufgeführt werden muss, aber seinem Herzen  
lag sie eher fern. — Uneingeschränkte Anteilnahme war ihm an  
den Zermatter Meisterkursen möglich, wo die von ihm besonders  
verehrten Künstler Pablo Casals und Sándor Végh gerade die  
Musik lehrten, welche ihm am nächsten stand, vor allem die Cello-  
sonaten und Streichquartette Beethovens. 1952 und 1954 ver-  
brachte er die drei Kurswochen in Zermatt und verfolgte, in  
Bergsteigerhose und Windjacke, die Lektionen mit grosser Aufmerk-  
samkeit und Begeisterung. Vom zweiten Jahr seines Bestehens, von  
1953 an, förderte er dieses künstlerische Unternehmen und machte es  
mittels eines Stipendienfonds vielen jungen Musikern zugänglich. —  
Kurz vor seiner Erkrankung trat er auch noch in das Ehrenkomitee  
von Pablo Casals' *Festival de Prades* ein, an dem einmal persönlich teil-  
nehmen zu können, ihm leider nicht mehr vergönnt war.

Der Tonhallegesellschaft Zürich lieh H. C. Bodmer als Vorstands-  
mitglied seinen Rat, und im Schweizerischen Tonkünstlerverein trat  
er an die verpflichtende Stelle Werner Reinharts. Zum gewichtigsten  
Ausdruck seiner Liebe zur Musik aber, wobei eine angeborene Samm-  
lerleidenschaft ihm sehr zustatten kam, wurde die Schaffung und Be-  
reicherung der bedeutendsten Privatsammlung von Erinnerungen und  
Handschriften Ludwig van Beethovens. In zwei Räumen seiner ge-  
mütlichen alten Häuser an der Bärengasse hatte er sich eine kleine  
Welt um den verehrten Komponisten aufgebaut, von der er mit dem  
grössten Vergnügen sprach, in die er jedoch nur selten jemanden  
führte: berühmte Musiker etwa, wie Backhaus, Casals, Cortot, Furt-  
wängler, Giesecking, Horszowski, wahrhaft interessierte Musikfreunde,

von denen Prof. Schmidt-Görg und Frl. Dr. Dagmar Weise vom Bonner Beethoven-Archiv ihm besonders willkommen waren, und nahe Verwandte und Freunde. Im vorderen dieser Räume stand Beethovens Schreibtisch, dem HCB mit Hilfe von echten Gegenständen und von Photokopien möglichst genau seinen Zustand von 1827 zurückgegeben hatte. Mit strahlender Freude zog er an einem der Schublädchen, und da lag die Kopie eines Briefes an die Unsterbliche Geliebte. Die Wände waren mit einigen der zahlreichen Beethoven-Bildnisse der Sammlung geschmückt, deren wertvollste die farbige Elfenbeinminiatur Christian Hornemans (1802) und die Bleistiftzeichnung August Klöbers (1817/18) sind. Auf einem Sockel stand eine bronzenen Kopie der 1812 vom Bildhauer Klein geschaffenen Gipsbüste, welche damals für den Streicherschen Musiksalon in Wien bestimmt war, später für das Beethovenhaus Bonn in Bronze gegossen und von diesem für HCB kopiert und ihm geschenkt worden ist. Sorgfältig in einem Futteral aufbewahrt lag das Original der herrlichen Gesichtsmaske nach dem Leben, welche Klein zur genauen Gestaltung seiner Büste abgenommen hatte, und die so lebendig ist, dass man auf ihr sogar die Pockennarben erkennen kann. In Schränken und auf offenen Gestellen befanden sich Erst- und Frühdrucke zahlreicher Werke Beethovens, sowie eine wohl vollständige Bibliothek mit Büchern über ihn. Die mehr als 400 eigenhändigen Briefe, die Blätter aus der Partitur der Neunten, die Manuskripte der drei Klaviersonaten op. 78, op. 79 und der Waldsteinsonate, des B-dur Marsches aus dem Fidelio, zahlreicher Lieder, von Bagatellen für Klavier, von sämtlichen Kadenzen zu drei Klavierkonzerten und die aufschlussreichen Skizzenbücher und Skizzenblätter, mit Vorarbeiten zur Siebten, Achten, Neunten und zur Missa Solemnis — das alles und noch vieles mehr lag in einem grossen, feuersicheren Wellenschrank in dem der Gasse abgewendeten Raum. Während Jahrzehnten hat HCB sämtliche Beethoven-Handschriften gekauft, welche auf den Markt kamen, und dadurch manchen anderen Sammler, auch Stefan Zweig, leer ausgehen lassen. Auf diese Weise hat er sich aber das grosse Verdienst erworben, diese Kostbarkeiten für Europa gerettet und sie, jetzt nach seinem Tode, derjenigen Institution vermacht zu haben, die das Werk Beethovens mit besonders viel Verständnis und Liebe pflegt: dem Beethoven-Archiv in Bonn. Es mag den einen oder andern Zürcher mit Bedauern erfüllt haben, dass diese wertvolle Sammlung ins Ausland verschenkt und dort einem öffentlichen Museum einverlebt worden ist. Der Schreibende stellt sich aber mit

Überzeugung hinter den gewiss nicht leichten Entschluss des Verstorbenen und seiner Hinterbliebenen, denn er findet, dass eine Handschriften-Sammlung nicht irgendwo vergraben, sondern bearbeitet und der Forschung zugänglich gemacht werden sollte. In unserem Falle ist dies nirgends besser möglich als in Bonn, wo man auch pietätvoll dafür sorgt, dass die Sammlung beisammen bleibt und als Ganzes, in eigenen Räumen, von der Öffentlichkeit besichtigt werden kann.

Obschon HCB selber nie etwas über seine Sammlung geschrieben hat, kamen in seinem Auftrag doch einige Veröffentlichungen zu stande. Im Jahre 1939 erschien in den *Schriften der Corona* der von Max Unger bearbeitete Katalog *Eine Schweizer Beethoven-Sammlung*, der heute überholt ist. Nach 1953 gab das Beethovenhaus Bonn die zwei mustergültigen Faksimiledrucke des umfangreichsten Schriftstücks von Beethovens Hand, des Entwurfs einer Denkschrift an das Wiener Appellationsgericht vom 18. Februar 1820, und der Waldsteinsonate heraus, denen Mitte 1957 eine getreue Nachbildung der dreizehn bisher völlig unbekannten Liebesbriefe an Josephine Gräfin Deym gefolgt ist. H. C. Bodmers dringendstes Anliegen, eine kritische Gesamtausgabe von Beethovens Briefen, wird, dank seiner tatkräftigen Förderung, in absehbarer Zeit im Druck vorliegen. Sie soll, nach den Worten der Herausgeber, ihm gewidmet und sein Denkmal sein.

Am 26. März 1952, anlässlich von Beethovens 125. Todestag, fand in Bonn die erste persönliche Begegnung zwischen dem Schweizer Sammler und den Betreuern des Bonner Archivs statt, und wenige Wochen später gab er ihnen die Erlaubnis, von allen seinen Handschriften Mikrofilmaufnahmen herzustellen, und verlieh ihnen dazu das alleinige Recht zur wissenschaftlichen Auswertung. Als Dank dafür wurde er am 8. Dezember desselben Jahres zum Ehrenmitglied des Beethovenhauses Bonn ernannt, und am Tag darauf ehrte ihn die Philosophische Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität Bonn mit der seit Kriegsende erstmals von ihr verliehenen Würde eines Doktors honoris causa. Damit wurde öffentlich anerkannt, welch' grosse Dienste dieser im stillen wirkende Musikfreund der Beethovenforschung erwiesen hat.

\*

Im Jahre 1925 unternahm H. C. Bodmer vom Februar bis in den September, zusammen mit einem Freund, eine Reise um die Welt, und drei Jahre später suchte er in Afrika das Grab eines dort ver-

storbenen Bekannten auf. Während dieser Fahrt in den dunkeln Erde teil wurde sein Wunsch, noch Medizin zu studieren, zum festen Entschluss. Schon im Frühling 1928 hatte sich der Sechsunddreissigjährige an der medizinischen Fakultät der Universität Zürich immatrikuliert. Kurz vor dem ersten propädeutischen Examen erhielt er beim Reiten von einem begleitenden Pferd einen schweren Schlag ans Bein, was eine Embolie zur Folge hatte, und er musste die Prüfungen im Bett ablegen. Einen noch wesentlich tragischeren Unterbruch erlitten seine Studien durch eine ihm von Patienten angesteckte Lungentuberkulose, die ihn von Mitte November 1935 an zwang, während mehr als eines Jahres auf der Schatzalp, oberhalb Davos, zu leben. Im Herbst 1938 konnte er das Staatsexamen absolvieren, und Anfang 1939 erschien die Dissertation *Über Lungensarkome beim Kinde*. Damit endete, ohne eigentlich begonnen zu haben, seine Tätigkeit als Arzt, was um so mehr zu bedauern ist, als er seine Studien mit grossem Eifer und vollem Einsatz betrieben hatte und ausserdem die seltene Gabe besass, allen Menschen Vertrauen einzuflössen.

Aus diesem Grunde, und sicher auch wegen seines gemütlichen und fröhlichen Wesens, war er ein sehr beliebter Offizier, der seine Mannschaft mitriß, und für den sie Höchstleistungen vollbrachte. Zuerst diente er im berühmten „Schützen 6“, dann wurde er Mitrailleur, erwarb 1921 den Hauptmannsgrad und führte noch bei der Mobilmachung 1939 seine Kompanie, obschon er von einer sehr schweren Grippe kaum genesen war. Einmal mehr bezwang seine kräftige Konstitution die heftige Krankheit.

Wesentlichste Elemente von H. C. Bodmers Welt waren die Natur und das Tier. Er war ein begeisterter Bergsteiger, der seine Heimat dann am meisten liebte, wenn er sie nach langer Anstrengung unter sich liegen sah. Der saubere, ruhige, erhabene Geist, der auf den Höhen unserer Berge herrscht, sagte ihm besonders zu, aber er war fast ebenso glücklich, wenn er, weiter unten, stundenlang mit dem Feldstecher den Schmetterlingen zuschauen konnte. Bei sich zu Hause, in der Arch, im Gehrimoos, auf Girsberg, in Liebenfels, hatte er seine Pferde, seine Hunde, seine Katzen, seine Tauben und — Sir Henry Fish, seinen Goldfisch, der herbeischwamm, wenn er ihn rief. — Diese tiefe Verbundenheit mit der Natur zeigte sich auch in seinen Beziehungen zur Literatur, denn da standen ihm Dichter wie Eichendorff, Lenau, Mörike, C. F. Meyer und Hermann Hesse besonders nahe. *Hutzens letzte Tage* las er jeden Herbst wieder, und die friedliche Kirche

von Kilchberg, über deren spätes Läuten Meyer das *Requiem* gedichtet hat, konnte er von seinem Rüschlikoner Landhaus aus durch ein eigenes Fensterlein betrachten. Er liebte es, den stimmungsvollen Glocken der Seegemeinden zu lauschen, ebenso wie er in Zürich am Samstagabend gerne auf den Lindenhof stieg, um von dort dem ergreifenden Gedröhne der Stadtglocken zuzuhören. Da wird denn jeweilen auch sein Herz als guter Schweizer und Patriot höher geschlagen haben, wie wenn er am 1. August in Rüschlikon vor dem mächtigen Feuer stand.

HCB konnte es sich materiell und als Persönlichkeit leisten, unabhängig in seiner sehr eigenen Welt zu leben, die er ausfüllte, und die ihm genügte. Die Gesellschaft mied er eher, konnte sich aber rasch begeistern, wenn er dennoch mit Menschen zusammenkam, und das hat manchmal dazu geführt, dass er von solchen, denen er allzu-sehr getraut hatte, ausgenützt und enttäuscht wurde. — Als Partizipant der Zunft zur Saffran nahm er stets gerne am Sechseläuten teil, jedoch lieber ohne ein Sträusslein in der Hand halten zu müssen, und zwischen der Verbrennung des Böög und dem Nachtessen traf man sich zu einem Glas Bier bei ihm in der Arch. Er war auch Mitglied der Militärisch-Mathematischen Gesellschaft, liess sich dort aber nur selten blicken, und zum Stubenhitzer der Gesellschaft der Schildner zum Schneggen wurde er am 12. Januar 1956 gewählt, am Tage vor seinem Eintritt in die Klinik. Glücklicherweise war es ihm noch vergönnt gewesen, als Gast des Schneggen am Herbstbott des Jahres zuvor einen gemütlichen Abend in diesem vornehmen Kreise zu erleben, in dem er sich zweifellos besonders wohl fühlte und es auch in seiner ausgezeichneten Tischrede zum Ausdruck brachte.

Neben seinen ungezählten privaten Unterstützungen bedürftiger oder leidender Menschen, wirkte H. C. Bodmer als Komiteemitglied im Dienste des Kinderspitals und der Zürcher Heilstätten Wald und Clavadel. Zum Vorstand der Zürcher Kunstgesellschaft gehörte er seit 1947, und dem Bodmer Familienfonds, welchem er in seinem Hause Gastrecht gewährte, liess er als Aktuar seine traditionsbewusste Aufmerksamkeit zukommen. —

Blickt man noch einmal auf dieses nun abgeschlossene Leben zurück, so wird einem bewusst, dass HCB bis an sein Ende die Eigenarten eines Zwanzigjährigen bewahrt hat. Sein grosser Charme bestand in dem jugendlichen Enthusiasmus, mit dem er alles um sich her auf- und annahm, ohne selbst zu produzieren, mit dem er menschliche Beziehungen anknüpfte und pflegte, mit dem er studierte, ohne

das Erlernte weiter auszunützen. Seine Jugendlichkeit drückte sich auch in der sorgfältigen Handschrift aus, die er zwar nur selten brauchte, da er überaus wenig schrieb, in seinem oft etwas träumerischen, leicht abwesenden Gebaren, und vor allem darin, dass er im Lösen der Probleme des Lebens ganz einfach und unkompliziert vorging, so, wie es heutzutage ja kaum mehr jemand zu tun wagt, nicht einmal mehr die Jugend!

\*

Während der Wintermonate spazierte bis vor kurzem jeden Tag ein Herr im braunen Mantel und dunkelgrauen Hut mit seinem Hund vom schönen alten Haus *Zur Arch* über das Bärenbrüggli zum *Freudenberg* hinauf. Das eine Haus, wo er wohnte, hatte 1818 sein Urgrossvater erworben und zum Stammhaus der Familie gemacht, das andere, wohin er ging, hatte derselbe Vorfahre vier Jahre später als Landsitz ausbauen lassen. Leicht bedrückt darüber, dass dieses, sein Geburtshaus, nun dem Staat gehören solle und bald einer neuen Kantonsschule werde weichen müssen, blieb der Herr viele Male stehen, stopfte und entzündete seine Pfeife neu, wartete auf den Hund, blickte sich im recht verwahrlosten, aber immer noch herrlichen Park um und schaute mit wehmütigen Augen den vornehm klassizistischen Freudenberg an, fest entschlossen, dass seine Arch der Familie solle erhalten bleiben. Dann ging er mit ruhigen Schritten weiter, versicherte seinen Hund auf Schriftdeutsch: „Ja, er ist ein liebes Tier!“ und verschwand. — Ein eigenartiges Geschick hat es gefügt, dass Herr und Hund im Abstand von nur wenigen Monaten an der selben Krankheit gestorben sind, und dass sie beide nicht mehr mitansehen mussten, wie der Freudenberg geleert wurde und, wie sie, verschwand.